

Die Judeneiche

Ein fiktives Tagebuch

HASSIA JUDAICA

Jüdisches Kleinstadt- und Landleben in Hessen



AG-Spurensuche

an der Jakob-Grimm Schule in Rotenburg a.d.F



Erinnerungen an die
Rhinaer Juden

Im Mai 1704

Hallo liebes Tagebuch,

ich bin eine junge Eiche, die in der Nähe des Ortes Rhina auf einem Höhenzug steht und da ich hier so viel erlebe und doch mit keinem darüber sprechen kann, habe ich mich entschlossen, dir jetzt all diese Dinge zu schreiben. Du glaubst gar nicht, was ich in meinem kurzen Leben schon alles erlebt habe, ich stehe nämlich direkt an einem Weg, der besonders von den jüdischen Händlern genutzt wird, und so bekomme ich alles mit, was in der Region geschieht. Neulich kam sogar einer vorbei, der war bis in München. Wahnsinn, oder?

Und ab heute werde ich dir diese ganzen spannenden Dinge, die ich hier so erlebe und mitbekomme, berichten.

Im September 1712

Heute haben sich ein Viehhändler und ein Bauer direkt vor mir auf dem Weg getroffen. Der Bauer war aus Kerspenhausen, dem Dorf hier gleich um die Ecke, ich kann es sogar sehen, und der Viehhändler kam aus Rhina. Die haben sich wohl hier verabredet. Der Bauer hat dem Viehhändler zwei Kühe verkauft, die eine hatte sogar ein Kälbchen. Ich hoffe, der Viehhändler bringt die Tiere nicht zum Schlachter, denn das Kälbchen war doch noch so klein und süß.

Doch weil ich gerade den Ort Rhina erwähnte, will ich dir gleich mehr von ihm erzählen, denn obwohl das Dorf nur so klein ist, ist es ein ganz besonderes. Es gibt nämlich nur noch ganz wenige Orte in Deutschland, in denen die Juden einen so großen Teil der Bevölkerung ausmachen, wie in Rhina. Das heißt, so besonders ist das ja eigentlich auch nicht, denn wo liegt schon der Unterschied zwischen Juden und Christen.

Doch mit den Juden, das ist sowieso eine sonderbare Geschichte, die kommen nämlich eigentlich gar nicht von hier. Die meisten stammen aus Fulda, genauer gesagt, aus der Umgebung von Hünfeld. Doch von dort hat sie der Bischof, ich glaube es war 1671, vertreiben lassen, und so kamen sie hierher, in das Gebiet der Grafen von Trümbach und Stein. Die gewähren ihnen seitdem Schutz und dafür zahlen ihnen die Juden Geld, eine komische Sache. Und was ich bis heute nicht verstehe: warum hat man die Juden überhaupt von dort vertrieben? Ich habe mal gehört, man wirft ihnen vor, sie hätten die Brunnen

vergiftet. Aber das ist doch wohl wirklich Quatsch, warum sollten sie das auch gemacht haben? Und die Juden, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, die sind wirklich nett, und ich kann mir nicht vorstellen, dass die einen Brunnen vergiftet haben.

Im Juli 1723

Also heute sind vielleicht viele Leute bei mir vorbeigekommen und soll ich dir sagen, warum? Die Rhinaer feiern ein Fest auf dem Dorfplatz, so mit Tanz und allem Drum und Dran und dort kommen sehr viele Menschen aus den umliegenden Dörfern hin.

Vorhin kam ein kleiner Junge vorbei, ich glaube er kommt aus Kerspenhausen, der hat mich sogar erkannt, ich habe nämlich genau gehört, wie er zu seinen Eltern gesagt hat: „Guckt mal, da steht die Judeneiche mit der großen Krone, in der ich immer mit Heinz klettere!“. Danach bekam er zwar von seinen Eltern geschimpft, weil er immer so weit vom Dorf weggeht, aber ich habe mich trotzdem gefreut, weil er mich erkannt hat.

Ach, liebes Tagebuch, das habe ich dir ja noch gar nicht erzählt, du weißt ja noch gar nicht, dass ich die Judeneiche bin. Die nennen mich hier so, weil die jüdischen Händler oft hier Rast machen, oder sich mit Handelspartnern treffen. Ich weiß, Judeneiche ist nicht der schönste Name, aber besser, als nur irgendein Baum zu sein, den die Menschen überhaupt nicht kennen. Ich kann die jüdischen Händler gut verstehen. Wäre ich ein Mensch, würde ich auch unter so einem schönen und großen Baum, mit solch Schatten spendenden Ästen, Rast machen. Ohne die Händler, die hier Rast machen, würde ich keine Neuigkeiten erfahren und dann wäre mir, glaube ich, ziemlich langweilig.

Ach, die Menschen feiern da unten so schön, wie gerne würde ich auch hingehen, aber das geht ja leider nicht, naja, immerhin kann ich ja zuschauen.

Im September 1743

Hallo Tagebuch, ich muss dir ganz schnell was schreiben, habe aber nicht viel Zeit. Weißt du, wer gerade unter meinem linken großen Seitenast sitzt? Du rätst es nicht, es ist der Graf von Trümbach und Stein. Der Graf besichtigt seine Besitztümer. Ich bin so aufgeregt, der Graf unter meinen Ästen! Ich muss auch gleich wieder Schluss machen, damit ich mitbekomme, was die

noch so zu bereden haben, der Graf hat nämlich noch so einen hohen Herren bei sich und ganz viel Gefolge.

Im November 1764

Ich sag dir, hier war vielleicht was los, ich kann kaum schreiben vor Schmerzen. Hier hat ein riesiges Unwetter getobt und ein Blitz hat in meine Krone eingeschlagen. Die Spitze ist kaputt und einige Seitenäste sind auch beschädigt, mir tut alles weh, aber ich denke, das wird wieder, auch wenn ich jetzt längst nicht mehr so schön aussehe wie früher.

Im Dorf hat auch der Blitz eingeschlagen, direkt in das Haus eines christlichen Bauern. Das Haus ist komplett abgebrannt, der Bauer, seine Frau und die Kinder konnten sich retten, aber das Vieh ist mit verbrannt. Die Familie tut mir echt leid, ich kenne sie schon lange, ich kann mich sogar noch erinnern, wie der Urgroßvater des jetzigen Bauern das Haus erbaut hat, es hat ihn so viel Mühe und Entbehrungen gekostet.

Bei einem anderen Bauern, ebenfalls christlich, hat der Sturm das Dach abgedeckt, sonst ist aber nichts passiert.

Das mit dem „Christlichen“ betone ich deshalb so, weil einige Christen jetzt der Meinung sind, an den Verwüstungen durch das Unwetter seien die Juden Schuld, was man schon daran sehe, dass bei ihnen fast keine Schäden entstanden sind. Die fangen hier schon an wie in Fulda und schieben bei jedem Unglück die Schuld auf die Juden. Es kam sogar die Forderung auf, dass die Juden wie damals 1671 in Fulda

Entschädigungen an die Christen zahlen sollen. Ich verstehe nicht, warum die Menschen immer für alles einen Sündenbock suchen müssen und warum das so oft die Juden sind. Ich glaube, es liegt daran, dass sie fast überall in der Minderheit sind. Ich bin auch sehr verärgert über das Unwetter, aber deshalb schiebe ich die Schuld doch nicht auf andere, vorher haben sich doch auch alle gut verstanden. Kaum einer hatte ein Problem mit der Religion des anderen und die Dorfbewohner haben sich doch auch alle gegenseitig geholfen. Es kann doch keiner etwas für dieses Unwetter. Die Juden hatten einfach nur Glück, beim nächsten Mal sind sie vielleicht die Leidtragenden.

Im Januar 1765

Der Tumult im Dorf hat sich wieder gelegt. Erfreulichweise stellten nur sehr wenige Christen solch bescheuerte Forderungen gegenüber den Juden auf und der Konflikt wurde recht schnell wieder beigelegt. Und obwohl sich die meisten Rhinaer jetzt wieder gut verstehen, liegt seitdem ein Schatten auf dem Verhältnis zwischen Juden und Christen. Vorher waren alle Leute im Dorf Rhinaer, jetzt gibt es jüdische und christliche Rhinaer.

Aber trotzdem hat das ganze Dorf der Familie, deren Haus abgebrannt ist, unter die Arme gegriffen und geholfen, den Hof wieder notdürftig herzurichten, bis dann im Sommer ein komplett neuer gebaut werden kann.

Dumm ist nur, dass mir keiner bei meiner Krone helfen kann, ich werde jetzt wohl immer ein wenig komisch aussehen. Ich hoffe nur, die Händler machen weiterhin bei mir Rast.

Im September 1782

Hallo Tagebuch, heute ist ein großer Tag in der Geschichte der jüdischen Gemeinde von Rhina, sie haben den Grundstein für ihre Synagoge gelegt. Außerdem soll in diesem Gebäude das Schulzimmer und die Wohnung des jüdischen Lehrers untergebracht werden. Dort, wo jetzt die Synagoge entstehen soll, stand früher ein altes schäbiges Hirtenhaus, aber die Synagoge soll, wie ich gehört habe, sehr schön werden. Aus Fachwerk und weiß gestrichen zwischen den Gefachen, nicht nur so eine Holzbaracke wie das Hirtenhaus vorher. Ich freue mich schon auf den Tag der Einweihung, denn die Juden sind so glücklich, sich endlich ein eigenes Gotteshaus leisten zu können. Bisher mussten sie den Gottesdienst ja immer in Privathäusern abhalten.

Und sogar die Christen wollen mithelfen, die Synagoge zu bauen. Das finde ich toll, dass sich die Rhinaer wieder so gut verstehen und die Christen sich sogar beim Bau des jüdischen Gotteshauses beteiligen wollen.

Im Januar 1808

Es gibt wieder neuen Zündstoff im Dorf. Du weißt doch, Napoleon hat Deutschland und damit auch das Kurfürstentum Hessen eingenommen und jetzt hat Napoleons Bruder Jérôme ein Gesetz erlassen, in dem steht, dass alle Juden das Recht

haben, Staatsbürger zu werden. Ich habe ja bis jetzt noch gar nicht gewusst, dass die Juden keine Bürger des Landes sind, in dem sie wohnen und arbeiten und auch fleißig Steuern zahlen. Wie ich gehört habe, sogar sehr viel mehr als die christlichen Bewohner. Deshalb sollen die Herren von Trümbach auch gleich zugesagt haben, als einige aus Fulda vertriebene Juden anfragten, ob sie sich in ihrem Hoheitsgebiet niederlassen dürften. Die guten Herren von Trümbach, sicher lag ihnen mehr an den zusätzlichen Steuereinnahmen als an dem Los der vertriebenen Juden. Na, auf jeden Fall waren einige Christen der Meinung, dass den Juden unter keinen Umständen die gleichen Rechte zustehen, und dadurch kam es wieder zu neuen Konflikten zwischen Juden und Christen. Dabei sind doch die Juden eigentlich schon genug gestraft, denn man zwingt sie gleichzeitig „bürgerliche“ Familiennamen anzunehmen. Ich glaube die Christen können sich überhaupt nicht vorstellen, wie das ist, wenn man den Namen seiner Vorfahren ablegen muss und sich irgendeinen neuen suchen soll. Die Juden sind auf jeden Fall tot unglücklich über diese neue Vorschrift, da für sie dadurch die gemeinsamen Wurzeln gefährdet sind.

Im September 1834

Heute wurde - nach langen Umbau- und Erweiterungsarbeiten - die Synagoge neu eröffnet. Die jüdische Gemeinde plante schon seit langem den Bau einer größeren und schöneren Synagoge. Jedoch konnte dieser Plan auf Grund der Armut der Gemeindemitglieder erst jetzt in die Tat umgesetzt werden, und so hat man sich dann entschlossen, die 1782 errichtete Synagoge einfach zu erweitern. Und heute wurde sie dann mit einer großen Feier, zu der das ganze Dorf eingeladen war, eröffnet.

Auch der Großteil der christlichen Dorfbewohner erschien zu der Feier und es war fast so wie früher, bevor die Christen begannen, die Juden zu diskriminieren und sogar handgreiflich gegen sie zu werden. Alle haben bei der Einweihung friedlich und fröhlich miteinander gefeiert und die Synagoge, die ist wirklich schön geworden.

Im Juli 1876

In den letzten Jahren habe ich immer mehr neue Gesichter gesehen, immer mehr jüdische Familien sind nach Rhina gezogen. Am 1. Dezember gab es eine Volkszählung. Dass inzwischen so viele Juden dort leben, wie jetzt die Volkszählung ergeben hat, ist jedoch auch für mich überraschend. 337 Juden wurden am 1. 12. 1875 in Rhina gezählt, aber nur 263 Christen. Damit ist Rhina der einzige Ort in ganz Preußen mit einer jüdischen Mehrheit. So steht es jedenfalls in den Zeitungen, wie ich einem Gespräch entnehmen konnte, das zwei jüdische Viehhändler hier führten. Sie waren sichtlich stolz auf dieses Ergebnis.

„Eigentlich müssten wir doch jetzt auch den Bürgermeister stellen“, meinte der eine.

„Das kann ich mir kaum vorstellen, dass die Preussische Regierung in Berlin damit einverstanden ist“, erwiderte der andere, „Juden und Nichtjuden sind zwar seit 1867 vor dem Gesetz gleich. Aber so weit geht die Gleichberechtigung dann doch nicht. Der Preussische Innenminister hat es persönlich völlig in der Hand, ob er die Wahl eines Bürgermeisters bestätigt oder nicht. Da kann er ganz frei entscheiden, ob oder ob nicht.“

„Ist vielleicht auch besser so“, meinte darauf sein Gesprächspartner, „ein jüdischer Bürgermeister würde wahrscheinlich doch diejenigen auf die Palme bringen, für die wir hier allenfalls geduldete Gäste sind, obwohl wir der Gemeindekasse viel mehr Steuern bringen als die Christen.“

Im Mai 1880

Hallo Tagebuch, heute war das Gerichtsverfahren gegen die neun Juden aus Rhina, die sich letztes Jahr im Wirtshaus geprügelt haben. Da ging es ja hoch her, die sind sogar mit Waffen aufeinander losgegangen. Ich verstehe nicht, warum sich jetzt auch Juden untereinander prügeln müssen. Von den Christen aus den Nachbardörfern kennt man das ja schon, die prügeln sich ja fast wöchentlich, nachdem sie sich voll gesoffen haben. Aber bei den Juden ist das schon eine Besonderheit. Und die haben doch wirklich schon genug mit den Attacken der Antisemiten zu kämpfen, müssen die sich denn auch noch untereinander fertig machen? Außerdem geben sie dadurch

den Antisemiten doch nur noch mehr einen Vorwand, gegen die Juden zu hetzen.

Na, auf jeden Fall war heute der Prozess gegen die Neun, der wurde ja zu einem Gespräch in aller Munde, denn so etwas kennt man von den Juden eigentlich nicht. Die Strafen lagen zwischen drei Wochen und drei Monaten Gefängnis, zwei bekamen eine Geldstrafe von 50 Mark. Ich finde die Strafen ungerecht, ich bin mir sicher, wären die Neun keine Juden, wären die Strafen, wenn es überhaupt ein Verfahren gegeben hätte, niemals so hoch ausgefallen.

Ich kann einfach nicht verstehen, warum die Christen immer mehr Abneigung und Hass gegen die Juden empfinden. Die Juden haben den Christen doch nichts getan, wofür diese sie hassen könnten. Und was ich auch nicht verstehen kann:

Warum treten die Menschen, die nichts gegen die Juden haben, nicht für diese ein und zeigen den Antisemiten, wie falsch sie mit ihren Ansichten liegen? Ich hoffe nur, dass sich die Lage für die Juden bald wieder bessert und wieder alle Menschen hier friedlich zusammen leben.

Im Juli 1886

Die Oppenheims aus Rhina haben Verwandte in Bebra, im Nachbarkreis Rotenburg. Der Sohn der Oppenheims kam gestern hier vorbei und war ganz daneben.

„Da haben wir doch nun alles getan, um jeglichem Hass gegen uns den Boden zu entziehen. Und was ging neulich in Bebra ab? Da sollen doch zwei Leute aufgetreten sein, die gaben sich als Sprecher einer „Antisemitischen Volkspartei“ aus, der eine war ein gewisser Dr. Otto Böckel aus Marburg, wo er in der Universitätsbibliothek arbeitet. Der andere war ein Redakteur aus Kassel namens Ludwig Werner, der ist der verantwortliche Mann für ein antisemitisches Hetzblatt mit dem bezeichnenden Titel „Reichsgeldmonopol“ - im Untertitel heißt es dort „Die Judenfrage ist die soziale Frage“. In Bebra sollen sie das Publikum mit ihren hetzerischen Reden ganz auf ihre Seite gebracht haben - mit Forderungen nach Sondergesetzen gegen die Juden und ähnlichem. Hoffentlich bleiben uns die beiden Herren hier erspart. Der Redakteur Werner soll in Bebra angekündigt haben, er kandidiere bei der nächsten Reichstagswahl in unserem Wahlkreis. Ich bete zu Gott, dass die beiden sich nie nach Rhina verirren werden. Bei uns bekämen sie bestimmt Zunder. Die Rhinaer Christen würden sich durch

solche Hetze nicht beirren lassen, die wissen ja ganz genau, dass ihre jüdischen Dorfgenossen so etwas nicht verdient haben. Der junge Mann musste seinem Herzen irgendwie Luft machen, offenbar hielt er mich für eine geeignete Klagemauer.

Im Juli 1893

Wie mag sich jetzt der Oppenheim fühlen, der mir vor Jahren seine Besorgnis über die antisemitischen Hetzer namens Böckel und Werner anvertraute?

Tatsächlich hat es Werner letzten Monat geschafft, wenn auch erst in der sogenannten Stichwahl, den Wahlkreis für die Antisemitische Volkspartei zu erobern. In Rhina wählten ihn nur einige Unverbesserliche, aber vor allem im nördlichen Teil des Wahlkreises, in den Landkreisen Hersfeld und Rotenburg, gab es in der Stichwahl kein Halten mehr. Der Hersfelder Landrat von Schleinitz hatte sich als Kandidat der Konservativen auf den Standpunkt gestellt: „Ein echter Christ kann kein Antisemit sein!“ Aber das wollten die Leute dort offenbar nicht hören. Die Juden sollen wieder an allem schuld sein. Aber kein vernünftiger Mensch kann doch wohl ernsthaft glauben, dass die Juden für die momentanen wirtschaftlichen Schwierigkeiten in Deutschland verantwortlich zu machen sind und man die Probleme durch antijüdische Gesetzgebung lösen kann. Es schien alles so gut zu laufen in den letzten Jahren, überall in den Dörfern gibt es jetzt Raiffeisenkassen. Der wirtschaftlichen Tätigkeit der Juden haben die Raiffeisenkassen aber keinen Abbruch getan, denn nach wie vor werden sie als sachkundige und reelle Handelsleute geschätzt. Und für Geldgeschäfte waren die Juden in dem ländlichen Raum hier nur ganz beschränkt zuständig.

Im Juli 1905

Nach dreißig Jahren hat es wieder eine Volkszählung gegeben. Einige jüdische Familien haben Rhina in der Zwischenzeit verlassen, aber immer noch stehen 282 Christen 303 Juden gegenüber. Das Ergebnis hat aber nicht mehr für so große Aufregung gesorgt wie noch nach der 1875er Zählung. Für immer mehr Menschen unterscheiden sich die Juden von den

übrigen Deutschen nur noch durch ihre Religion. Hier an der Grenze zwischen überwiegend katholischen und rein evangelischen Dörfern gibt es eher Streit innerhalb der christlichen Bevölkerung als mit den Juden. Der Rhinaer Gemeinderechner sieht es mit großem Unbehagen, dass einige gute Steuerzahler nach Hersfeld übergesiedelt sind, wo es seit 1876 eine eigene jüdische Gemeinde gibt. Der Metzger Wetterhahn gehört dazu, aber auch die Familien Hahn, Klebe und Stern haben Rhina mit dem Ziel Hersfeld verlassen. Man kann es ihnen nicht verdenken, dass sie ihrem alten Wohnsitz den Rücken gekehrt haben, denn in dem zehnmal größeren Hersfeld gibt es natürlich sehr viel bessere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. Außerdem: in Hersfeld, da haben sie die Klosterschule, ein Gymnasium, das schon seit 1570 existiert. Und wenn man bedenkt, für wie wichtig gerade die Juden eine gute Schulbildung halten, muss man diese Entwicklung für selbstverständlich halten. Denn ganz selten gründet jüdischer Wohlstand ja auf ererbtem Grundbesitz, vielmehr sind es immer die besonderen Anstrengungen gewesen, zu denen Juden eher bereit waren. Nur dadurch, dass sie es über die Jahrhunderte gelernt haben - wohl gezwungener Maßen - sich immer wieder neu anzupassen und hohen Wert auf eine gute Ausbildung ihrer Kinder legten, sind einige von ihnen zu Wohlstand und Ansehen gekommen.

So jedenfalls klang es in dem Gespräch zwischen dem Rhinaer Bürgermeister und seinem Kassenswart, als die beiden hier unter meinem Vordach saßen und sich einmal die Judeneiche ansehen wollten, von der sie immer mal gehört hatten, aber sich nicht richtig vorstellen konnten, dass es sie wirklich gibt - eine Judeneiche. Dass wichtige Leute jetzt so viel Durchblick zeigen und die Juden nicht mehr als Gegner, sondern als wichtige Partner betrachten - wäre hätte das noch vor einigen Jahren gedacht, vor allem als sie den Antisemiten Ludwig Werner in den Reichstag wählten. Wie man hört, hat der sein antisemitisches Fähnchen inzwischen ja auch eingerollt. Aus seiner „Antisemitischen Volkspartei“ von 1893 ist jetzt die „Deutsche Reformpartei“ geworden. Und wer hat denn schon etwas gegen Reformen? Als reinen Antisemiten hätte man ihn bestimmt nicht wiedergewählt. Denn Mitte der 1890er Jahre gab es ja einen deutlichen Wirtschaftsaufschwung. In guten Zeiten braucht man nicht mehr unbedingt Sündenböcke, um sich Gehör zu verschaffen. Da kommen gute Botschaften besser an. Es

fragt sich nur, ob Werner aus besserer Einsicht oder aus Taktik die Juden seit einiger Zeit in Ruhe lässt.

13. August 1913

Liebes Tagebuch, habe ich dir eigentlich schon erzählt, dass ich eine nette junge Frau kennen gelernt habe? Sie heißt Lina Geis und wohnt mit ihrer Familie in Rhina. Sie ist Jüdin. Ich glaube, Lina mag mich. Sie kommt immer öfter in ihrer spärlichen Freizeit hierher zu meiner Lichtung und lehnt sich vertrauensvoll an meinen Stamm. Dann erzählt sie mir alles, was sie bewegt, ob glückliche oder traurige Dinge. Auch wenn ich ihr nicht antworten kann, so habe ich doch das Gefühl, dass ich ihr irgendwie helfe und dass Lina spürt, dass ich sie verstehe und mit ihr fühle. Lina ist eine bemerkenswerte Frau. Sie führt mit ihrem Mann einen Gasthof in Rhina, den „Preußischen Hof“. Und sie schafft es auch noch, ihre sieben Kinder zu erziehen. Es müssen wunderbare Kinder sein. Lina schwärmt immer nur von ihnen und ihr ganzer Stolz ist ihr ältester Sohn, der später mal den Gasthof übernehmen soll. Er ist ein so fleißiger und guter Junge und Lina ist fest davon überzeugt, dass er es mal weit bringen wird. Aber ich denke auch, dass ihr Mann ihr eine große Stütze ist. Sie spricht recht wenig von ihm, doch das, was sie sagt, ist von Liebe erfüllt. Auch wenn ihr Leben von viel Arbeit bestimmt ist, so scheint sie doch eine zufriedene und glückliche Frau zu sein, und das finde ich sehr schön.

27. November 1913

Heute war Lina seit längerer Zeit mal wieder hier. Ich dachte zuerst, sie würde mich nicht mehr mögen, aber heute habe ich erfahren, warum Lina so lange keine Zeit hatte, mich zu besuchen. Es ist nämlich etwas sehr Schlimmes passiert. Linas jüngste Tochter ist gestorben. Lina ist so getroffen und völlig aufgelöst zu mir gekommen und hat die ganze Zeit ganz furchtbar geweint. Ich hätte ihr so gern geholfen. Ich hoffe sehr, dass es ihr bald besser geht, sie ist eine solch liebe Frau und ich finde, das hat sie nicht verdient.

Im November 1915

Es herrscht Krieg. Alle sprechen davon und ich kann es nicht verstehen. Warum bekriegen sich die Menschen, warum können sie nicht in Frieden miteinander leben? Der Krieg macht alle Menschen nur unglücklich und so viele müssen sterben, obwohl sie eigentlich nichts mit den Problemen und Gründen für den Krieg zu tun haben. Auch meine Freundin Lina ist betroffen. Sie hatte sich gerade ein wenig von dem Tod ihrer Tochter erholt, als sie erfuhr, dass ihr Mann als Soldat in den Krieg eingezogen wird. Die ganze Arbeit blieb an ihr und den beiden Söhnen hängen. Mit der Zeit ist sie immer seltener zu mir gekommen und von Mal zu Mal konnte ich mehr sehen, wie der Stress, die Arbeit und natürlich vor allem die große Sorge um ihren Mann sie belasten und auslaugen. Trotz ihrer Bemühungen läuft ihr Gasthof immer schlechter, denn auch die anderen im Dorf haben finanzielle Einbußen und langsam wird das Geld knapp. Zum Glück lebt Lina in einer freundlichen und hilfsbereiten Gegend. Die Menschen, die alle gleichermaßen vom Krieg betroffen sind, helfen sich gegenseitig, wo sie nur können. Ich glaube, dass macht die schwere Situation etwas leichter.

Im Januar 1916

Der Krieg geht weiter und Lina geht es immer schlechter. Nun sind auch noch ihre beiden ältesten Söhne eingezogen worden. Lina versucht, die Fassung zu bewahren, aber ich weiß, dass sie es sehr schwer hat. Sie ist nun völlig allein mit ihren vier kleinen Kindern und dem Gasthof. Dazu wird sie von rasender Angst gequält. Sie hat mir gesagt, dass sie kaum noch schlafen kann. Jedes Mal, wenn sie einschläft, hat sie Alpträume und wacht noch erschöpfter auf. Lange hält sie das bestimmt nicht mehr durch. Wenn ich ihr doch nur irgendwie helfen könnte, ich mache mir wirklich Sorgen.

Im Mai 1916

Gute Nachrichten. Lina geht es besser. Gestern war sie hier und hat mir erzählt, dass sie neuen Mut gefunden habe. Das Wetter ist besser geworden und ich glaube, die Sonne tut ihrer aufgewühlten Seele gut, gibt ihr Hoffnung. Sehr lang hat sie mit geschlossenen Augen an meinem Stamm gelehnt. Ihre Gesichtszüge wirkten noch immer etwas angespannt und

verhärtet, aber trotz allem kann ich ihre neu gewonnene Lebenskraft spüren. Sie hat gegen ihre große Angst um ihren Mann und die Jungen gekämpft und sie ist nun sicher, dass sie alle gesund am Ende dieses Krieges zu ihr zurückkehren und dass dann alles wieder gut wird. Ich wünsche es ihr so.

12. Juli 1916

Heute war Lina wieder da. Es geht ihr recht gut. Sie hat mir erzählt, dass einige ihrer Freundinnen die Ehemänner im Krieg verloren haben und wie traurig alle sind. Das hat mich sehr betroffen gemacht und ich frage mich immer wieder, warum der Krieg nicht einfach aufhören kann. So vielen Menschen könnte dadurch so viel Leid erspart werden. Ich versteh' die Menschen nicht ... Lina hatte auch Briefe von ihrem Mann und den Söhnen dabei. Jeden einzelnen hat sie mir vorgelesen und dabei hat sie gestrahlt. Ich glaube, die Briefe geben ihr Kraft und Hoffnung. Sie redet viel davon, was sie alles tun möchte, wenn ihr Mann und die Söhne wieder da sind. Sie weiß sogar schon, was sie ihnen kochen will. Hoffentlich ist dieser schreckliche Krieg bald vorbei, damit Lina ihre Familie wiederhaben kann.

Im Januar 1917

Es ist etwas Furchtbares geschehen. Linas Mann ist tot. Als sie zu mir kam, hat sie entsetzlich geweint und immer wieder mit ihren Fäusten gegen meinen Stamm getrommelt.. Dabei hat sie geschrieen: „Warum? Warum?“ - immer wieder. Es war furchtbar für mich, ihr so hilflos zusehen zu müssen. Ich hätte ihr so gern geholfen. Dieser fürchterliche Krieg macht Linas Leben kaputt. Das darf nicht sein. Wie soll sie denn allein mit diesen vielen Problemen klarkommen? Wie soll sie diese schwere Last nur tragen?

Im März 1917

Ich habe mir in der letzten Zeit große Sorgen um Lina gemacht, denn sie kam mich gar nicht mehr besuchen. Dabei wollte ich doch nur wissen, wie es ihr geht. Das ständige Abwarten macht mich noch total fertig. Ich muss doch irgendwie erfahren können, wie es Lina geht.

30. Mai 1917

Heute war Lina nach langer Zeit mal wieder da. Es ist so furchtbar! Auch ihr ältester Sohn, ihr ganzer Stolz, ist im Krieg gefallen. Aber diesmal hat Lina nicht geschrieen und getobt. Sie hat einfach nur dagesessen, an meinen Stamm gelehnt, und still liefen ihr die Tränen über die Wangen. In ihrem Gesicht war keine Regung mehr zu erkennen, nur diese unendliche Leere. Dann ist sie einfach wieder gegangen, ohne jegliche Regung im Gesicht ist sie den Weg nach Rhina zurückgegangen. Ich weiß nicht, was schlimmer war, das Toben und Schreien nach dem Tod ihres Mannes oder dieses resignierte Dasitzen. Ob sich Lina von diesen schweren Schicksalsschlägen erholen kann? Ich würde es ihr so wünschen.

Im Dezember 1917

Lina geht es immer noch sehr schlecht, aber sie weiß, dass sie nicht aufgeben darf. Schließlich hat sie ja noch ihre Kinder, für die sie da sein muss. Andererseits sind die Kinder ihr eine Stütze und helfen ihr, über die tragischen Schicksalsschläge hinwegzukommen. Ich denke, es geht langsam aufwärts und das ist sehr schön.

20. November 1918

Der Krieg ist endlich vorbei. Das nutzlose Leid hat ein Ende. Linas zweiter Sohn ist unverseht aus dem Krieg zurückgekehrt. Nun kann sie sich in aller Ruhe ein neues Leben aufbauen und lernen, ohne Angst zu leben. Sie kommt mich wieder öfter besuchen und ich habe das Gefühl, dass es ihr jetzt viel besser geht. Bei jedem Besuch wirkt sie etwas fröhlicher.

Im Mai 1923

Ich habe schon länger nicht mehr in mein Tagebuch geschrieben. Es ist so vieles passiert, was mich echt bewegt hat. Ich hatte doch erzählt, wie sehr ich mich freue, dass es Lina wieder besser geht und es schien wirklich so, als ob es so bleiben würde. Aber auf einmal wirkte Lina bei ihren Besuchen immer bedrückter. Nach einer Weile erzählte sie, dass sie und die anderen Juden immer mehr vom öffentlichen Leben

ausgeschlossen, ja fast sogar gemieden werden. Die Christen machen die Juden für die Niederlage im Krieg verantwortlich. Die jüdischen Frontkämpfer werden zu Drückebergern gemacht. Wie kann das denn sein? Die Juden haben doch genauso mitgekämpft und sind genauso gestorben wie die Christen. Allein aus Rhina sind doch 13 jüdische Soldaten gefallen, einer mehr als die 12 Soldaten aus christlichen Familien. Wie kommen die Menschen nur auf solche Ideen? Lina nimmt das alles total mit. Selbst Menschen, mit denen sie sich gut verstanden hat, ziehen sich zurück oder sind gegen sie. Viele glauben auf einmal diesen Unsinn.

15. Oktober 1932

Die Sonne ist bereits untergegangen und das Land wird von der Schwärze der Nacht umhüllt. Ein eigentlich schöner und warmer Herbsttag geht vorüber. Und doch ist da etwas, was meine sonst immer so positive Herbststimmung trübt. Genau kann ich noch gar nicht beschreiben, was es ist, doch es hat etwas mit dem Namen, wie war er noch gleich, Hiller, nein Hitler, zu tun, den ich immer öfter aus den Mündern der Menschen vernehme. Die Juden sprechen mit Vorsicht und Beängstigung von ihm. Einige Christen ebenso, doch andere Christen, egal ob Händler oder Bauern, vor allem junge Burschen sprechen mit Begeisterung von ihm.

Heute bekam ich eine Unterhaltung zwischen zwei Bauern mit, die hier oben bei mir eine kleine Rast einlegten und auf dem Weg zu Verwandten in Rhina waren. Sie sprachen davon, dass es in Kürze nicht länger möglich sei, mit dem Judenpack Geschäfte zu betreiben. Juden seien alle hinterlistig und nur auf ihr eigenes Wohl erpicht. Sie würden das Geld mit ihren dreckigen Händen verderben. Ich war entsetzt!

Hatten die Bauern der Gegend nicht gut mit den Juden aus Rhina zusammenarbeiten können? So weit ich weiß, hatte es nie einen Anlass gegeben, solch hässliche Dinge über die Juden zu sagen. Nun, es stimmt schon, dass der jüdische Kaufmann Samuel Viktor aus Rhina einen hohen Zins zu nehmen pflegt und diese Tatsache zweifellos Neid bei den Ärmern erweckt. Doch es ist nicht nur der Neid, der aus den Worten der Bauern mitschwingt, da ist etwas, das tiefer sitzt und bedrohliche Ausmaße annehmen könnte.

Wie ich der Unterhaltung der beiden entnehmen konnte, muss dieser Mann, dieser Hitler, der erste Vorsitzende der NSDAP, der momentan größten Partei Deutschlands sein. Er verspricht dem Volk eine Belebung der Wirtschaft.

Eigentlich wäre das ja auch eine gute Sache, denn immer mehr Bauern und Händler haben Mühe, sich über Wasser zu halten. Doch dieser fade Nebengeschmack, dieser aufkommende Hass gegen die Juden, beunruhigt mich zutiefst.

16. Februar 1933

Heute Nachmittag kam der Schuhmacher Salomon Simon aus Rhina zu mir. Er war völlig verstört, blickte sich immer wieder nervös um und rieb sich verängstigt die Hände. Lange Zeit ist es her, dass er mich besuchte. Das letzte Mal war er bei mir nach dem Tod seiner Frau. Er erzählte mir, dass die Ortsgruppe der NSDAP in Neukirchen zum ersten Mal eine Parade mit Fackeln durchgeführt hat. Diese Parade, an der 500 Parteigenossen und Sympathisierende teilnahmen, gelangte auch nach Rhina. Auf der Hauptstraße wurden viele antijüdische Reden gehalten und immer wieder wurde gerufen, dass von jetzt an keiner mehr bei einem Juden einkaufen solle.

Salomon hat nun Angst vor der Zukunft. Er bangt um seine Existenz als Schuhmacher, denn was soll er machen, wenn die Kunden ausbleiben? Er hat noch drei kleine Kinder und ist auf die Hilfe der anderen Dorfbewohner angewiesen.

Hitler ist zum Reichskanzler ernannt worden und das Programm seiner Partei enthält unter anderem Punkte wie den Ausschluss der Juden aus dem deutschen Staatsbürgerrecht und, was ich viel schlimmer finde: die Bekämpfung eines angeblich verderblich wirkenden jüdisch-materialistischen Geistes soll stattfinden.

Ich war geschockt und es fällt mir schwer, diese unerhörten Sachen zu begreifen. Ich hatte gedacht, es gäbe doch noch eine Wende zum Besseren, denn am 25. Januar 1933 feierten die Rhinaer Juden die 250-jährige Existenz ihrer Gemeinde.

Eigentlich hätte die Feier schon im vergangenen Jahr stattfinden müssen, denn schließlich war der runde Geburtstag - von 1682 her betrachtet - doch schon im Jahr 1932. Aber irgendwie hatte der Vorstand der Jüdischen Gemeinde die Sache im eigentlichen Jubiläumsjahr nicht mehr auf die Reihe

gekriegt - wohl auch kein Wunder bei all den Turbulenzen. Bei so viel Arbeitslosen und Nöten in fast allen Bevölkerungsschichten ist einem gewiss nicht zum großen Feiern zu Mute. Die Feierlichkeiten am 25. Januar verliefen dann aber ganz prima, der Bürgermeister und sogar einige andere nichtjüdische Rhinaer kamen zu dem Festkommers. Der Bürgermeister gratulierte ebenso herzlich wie auch der Ortspfarrer. War das wirklich nur geheuchelte Höflichkeit? Denn kaum war die Feier vorbei, zeigten sich wieder die alten Spannungen.

1. Mai 1933

Es ist nicht zu fassen, ich kann es nicht glauben und bin, das muss ich zugeben, fast beleidigt, vielleicht sogar eifersüchtig. Ich bin nun seit endlos vielen Jahren der beliebteste Baum, der sich in dieser Gegend befindet. Die Menschen- egal ob Juden oder Christen- kommen zu mir und erzählen mir von ihren geheimen Wünschen, Sorgen oder Ängsten. Hier oben unter meinem schützendem Blätterdach ist der Ort, an dem Händler, Kaufleute und Wanderer sich seit je her eine Verschnaufpause gönnen. Und jetzt stell sich einer vor! Ich habe Konkurrenz bekommen! Es ist unglaublich! Knapp zwei Kilometer von mir entfernt soll ein wunderschöner Baum stehen, eine Linde mit einem herrlich dicken Stamm, einem prächtigen Blätterdach und einer zum Verweilen einladenden, bequemen Bank. Er wird seit dem 20. April 1933 Hitlerlinde genannt. Hitlerlinde, welch' Verrat, welch erschreckender Name für einen Baum. Sollen nur alle Hitleranhänger zu diesem Baum gehen. Ich will sie gar nicht mehr hier bei mir sehen. Die Christen haben sich verändert, waren für mich doch immer alle Menschen gleich. Ich fühlte mich sehr gekränkt, als heute Morgen junge Burschen während ihrer Maiwanderung zu mir kamen, gegen meinen Stamm traten und Flüche ausstießen, wie: „Du alte Judeneiche, abgeholzt solltest du werden, Brennholz sollte man aus dir machen.“ Entsetzlich ist das. Ich bin total verletzt. Ich kenne die Buben von klein auf und bis letztes Jahr noch kamen sie bei mir vorbei, ruhten sich im Schatten meiner Blätter aus und fühlten sich nirgendwo wohler als hier oben auf der Anhöhe. Dies alles macht mich so traurig. Rhina war doch immer ein Ort, an dem man sich gegenseitig akzeptierte. Man lebte doch eigentlich

immer friedlich nebeneinander und half sich gegenseitig. Wenn dieser Zustand bloß vorüber ginge und wieder Frieden in die Gemüter der Menschen einkehren würde.

6. Juli 1933

Das letzte Mal, als ich mich Dir anvertraute, mein liebes Tagebuch, liegt schon wieder einige Wochen zurück. Ich hoffte, dass sich unser Leben wieder normalisieren, all die Unstimmigkeiten und Unruhen vorüber gehen würden. Doch es wandelt sich nichts zum Guten, im Gegenteil: Seit gestern existiert nur noch eine Partei in Deutschland, die NSDAP. Ich nenne diese Partei "Die Unheil verbreitende Partei der Wahnsinnigen". Es ist ganz fürchterlich mit anzusehen, wie die Menschen manipuliert werden und immer mehr Unrecht geschieht.

In der letzten Nacht belauschte ich ein Liebespäarchen, das hier oben verweilte, um den wunderschönen Mond zu betrachten. Es war Vollmond. Die Nacht war warm und der Duft von trockenem Laub, Gräsern und Mohnblumen lag in der Luft. Die Nacht war wie geschaffen für einen unbeschwertem, romantischen Spaziergang im Mondschein. Ich freute mich für das junge Pärchen. Doch als ich näher hinblickte, sah ich, dass die junge Frau weinte. Der junge Mann legte seinen Arm um ihre Schultern und streichelte ihre Wange. Zuerst vernahm ich nur ein Schluchzen. Nach und nach begriff ich jedoch, worum es ging. Sie ist Jüdin. Ihre Eltern wollen Rhina verlassen, um nach Amerika auszuwandern und sie soll mitkommen. Man sei in Deutschland seines Lebens nicht mehr sicher, es sei unmöglich, in einem Land zu leben, in dem man von seinen Mitmenschen missachtet und nicht akzeptiert wird, sagte sie. Noch nicht einmal an Kirmesfesten und Bällen dürfe sie noch teilnehmen, fügte sie traurig hinzu.

Ich erschrak. War es wirklich schon soweit gekommen, dass die Juden von hier vertrieben werden, wie das im 17. Jahrhundert in Fulda geschehen war. Einige der aus Fulda vertriebenen jüdischen Familien hatten dann ja in Rhina eine neue Heimat gefunden. Müssen ihre Kindeskinde jetzt das selbe Schicksal erleiden? Und das im 20. Jahrhundert!

Die junge Frau bettelte ihren Begleiter an mitzukommen, um mit ihr ein neues, sorgloses Leben in einem anderen Land zu beginnen. Doch der junge Mann, kein Jude und Sohn eines Rhinaer Handwerkers und Kleinbauern, verneinte ihre

flehenden Bitten. Er sagte, dass sein Platz hier in Rhina sei und er gute Aussichten für ein gesichertes Einkommen habe. Denn mit Hitler werde jetzt alles besser. Das mit den Juden sei nur eine kurzfristige Propagandasache. Sein Vater hätte die besten Verbindungen mit den höchsten Parteimitgliedern und wenn er selbst erst mal Mitglied in der NSDAP sei, ständen ihm alle Türen offen. Natürlich, sagte er salopp, sei es schlimm, was man so über die Juden verbreitet, doch solle sie sich nicht zu sehr aufregen, denn der Antisemitismus begann doch nicht erst mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten. Schon vor vielen Jahrhunderten hätten fromme Kirchenmänner die Wurzeln des Übels, das die Juden angerichtet haben, aufgedeckt. Es sei ja wohl nicht zu bestreiten, dass sie mitgeholfen haben, Christus ans Kreuz zu schlagen. Antijudaismus nenne man das, was die Kirchenleute gegen die Juden vorzubringen haben, hätte ihnen neulich der Scharführer erklärt. Deshalb brauche man sich als guter Deutscher und Christ auch kein schlechtes Gewissen zu machen. Nicht nur die Leute von der Partei, auch fromme Christenmänner hätten erkannt, welche Schuld die Juden auf sich geladen haben und es immer noch tun, indem sie in ihrer Verstocktheit sich bis auf den heutigen Tag der christlichen Lehre verweigern. Und außerdem: viele von ihren Glaubensgenossen hätten doch nichts anderes im Sinn, als die gutmütigen Deutschen auszunutzen und bei ihren Geschäften übers Ohr zu hauen. Das wisse sie doch ganz genau, schließlich hätten die Juden ja doch über die Jahrhunderte hin, statt harte körperliche Arbeit zu verrichten, lieber von Wucherzinsen und Schacher gelebt - und manch einer dabei nicht schlecht. Aber das habe doch nichts mit ihnen beiden zu tun. Er wisse doch, dass sie ganz anders sei als diese Börsenjuden in Frankfurt und Berlin und so einige andere jüdische Halsabschneider. Da müsse sie nur mal in den „Stürmer“ gucken, die Zeitung des Gauleiters in Franken, Julius Streicher. Ich sah wie das ohnehin schon blasse Mädchen noch mehr an Farbe verlor. Fassungslos blickte sie ihren Freund an, der ziemlich gelassen wirkte, sie immer noch leicht streichelte und versuchte sie zu küssen, als sei nichts gewesen. Plötzlich befreite sie sich aus seiner Umarmung. Ihre schwarzen Augen funkelten vor Zorn und mit bebender Stimme schrie sie ihn an:

„Wenn für dich das Leben hier in Deutschland so schön und angenehm ist und du gar nicht siehst, unter welchen Qualen

meine Familie und ich leiden, dann bist du es auch nicht mehr Wert, mein Geliebter zu sein. Ich dachte, du liebtest mich. Aber wahrscheinlich bin ich für dich auch nur eine kleine wertlose Jüdin, mit der man seinen Spaß haben kann und weiter nichts! Meinst du, ich hätte nicht gemerkt, wie du immer öfter vermeidest, mit mir in der Öffentlichkeit gesehen zu werden? Glaubst du etwa, mir wäre entgangen, wie du um den heißen Brei herum redest, wenn du gefragt wirst, wer deine Freundin sei?“

Nach diesen Worten herrschte für einen kurzen Moment tiefste Stille. Der junge Mann sagte nichts zu seiner Verteidigung. Auf einmal zog sie einen Ring vom Finger und warf ihn ihm vor die Füße. Ohne noch lange zu überlegen, drehte sie sich um und verschwand in der Dunkelheit. Ihr Freund folgte ihr nicht, sondern ging langsamen Schrittes fort.

Das war nun das traurige Ende einer bis dahin so glücklich aussehenden, wenn auch verheimlichten Liebesbeziehung.

14. August 1933

Heute Nachmittag kamen zwei Buben aus Rhina bei mir vorbei. Es machte ihnen viel Spaß auf meinen Ästen zu klettern. Während sie spielten und tobten, hörte ich ihre Unterhaltung mit an. Karl, der ältere der beiden Brüder, erzählte seinem Bruder stolz von den Abenteuern, die er gestern erlebt hatte. Er bedauerte seinen jüngeren Bruder sehr, dass er noch nicht alt genug sei, um mit ihm aufregende Stunden bei der Hitlerjugend zu erleben. Er berichtete, dass sie behandelt worden seien wie die Großen, weite Märsche machen würden und alle fest zusammenhielten. Gestern, schwärmte er begeistert weiter, seien sie lange marschiert. Man habe ihnen die Wälder gezeigt und sie haben Lieder gesungen. Alles Lieder, die den Führer und das deutsche Vaterland ehrten und priesen. Bei der Rast an der Hitlerlinde hatte ihnen der Gruppenleiter erzählt, dass man die Menschheit in höhere und niedrigere Rassen einteilen müsse. Die Deutschen gehören natürlich zu der höchsten Rasse, während die Juden selbstverständlich zu der untersten Rasse gehören. Richtig verstanden, sagte Karl, habe er das jedoch nicht, aber sein Vati hat ja auch gesagt, dass das stimmt und folglich hat Karl nicht länger darüber gegrübelt, wieso ihr Gruppenleiter so etwas überhaupt behaupten könne. Des weiteren redete Karl seinem kleinen Bruder ins Gewissen,

dass er, wenn er erst einmal etwas älter sei, unbedingt mit ihm kommen müsse, denn auch der Vati hat gesagt, dass das Land so starke und kerngesunde Burschen wie seine Söhne unbedingt braucht. Es sei ein großes Glück für den Vater, dass er zwei so hübsche, blonde und blauäugige Jungen habe, meinte Karl. Karls kleiner Bruder Bernd wusste nicht so recht, was er seinem Bruder antworten sollte. Bernd hörte jedoch, mit welcher Begeisterung Karl sprach. Und wie kleine Jungen so sind, wollen sie auch überall dabei sein, wo es was zu erleben gibt. Also rief er begeistert: Ja, ja, ich will auch all die feinen Dinge erleben, Lieder singen, picknicken und wandern gehen!" Für mich ist es sehr traurig mit anzusehen, wie die Kinder manipuliert werden und wie ihnen etwas als aufregend und spannend verkauft wird, obwohl solch böse Gedanken dahinterstecken. Wie soll das bloß enden?

30. März 1934

Heute war ein schrecklicher Tag. Noch nie hatte ich solch einen Zorn auf einen Menschen wie heute.

Gegen 12 Uhr heute Mittag erblickte ich eine Gruppe Schüler von fünfzehn Jahren, die mit ihrem Lehrer, dem werten Herrn Schröder, einen kleinen Ausflug machten. Schröder ist Nazi und zu allem Überfluss auch noch Propagandaleiter. Seine Frau hatte bereits 1930 antisemitische Kundgebungen veranstaltet und schrieb solch grässliche Dinge an die Tür, wie „Für Hunde und Juden nicht erlaubt“. Zurück zu meinem heutigen Erlebnis. Ziel ihrer kleinen Wanderung war ich, die alte Judeneiche. Die Schüler mussten sich in Reih und Glied vor ihrem Lehrer postieren und ihm vollste Aufmerksamkeit schenken. Er fing an, die Schüler zu belehren, dass es seine wichtigste Aufgabe sei, die jungen Menschen vom frühesten Lebensalter an so zu erfüllen mit dem, was der Sinn des Volkstums und der ganzen Nation ist, dass die einmal gewonnene Erkenntnis in Fleisch und Blut übergehe und auf Generationen hinaus durch nichts mehr zerstört werden könne.

Das Erziehungsziel sei das Heranzüchten kerngesunder Körper und die Förderung der Willens- und Entschlussfreudigkeit. Außerdem sei nichts wichtiger als Nationalbewusstsein, Rassenbewusstsein, Rasseninstinkt und Kampfbereitschaft. Ich war ganz platt, was der alles wusste.

Wie die Orgelpfeifen standen die Jungen vor ihrem Lehrer und lauschten andächtig. Es war nicht zu übersehen, wie der Lehrer Schröder, ein kleiner, dickbäuchiger und kurzbeiniger Mann, seine Autorität genoss und es ihm sichtlich Spaß machte, solch hochtrabenden Vortrag über die „richtige“ Erziehung zu halten. Er fragte seine Schüler, ob sie überhaupt wüssten, vor was für einem Baum sie hier stünden. Ein Junge rief: „Ja, Herr Lehrer, ich weiß es! Das ist eine Eiche, der gute, alte Baum der Deutschen.“

„Pah“, rief Schröder, „Eiche, da hast du Recht. Aber diese Eiche ist ein Schandfleck für die ganze Gegend! Denn das hier, und er zeigte mit seinen dicken Fingern auf meinen Stamm, das ist die Judeneiche!“ Die Jungen guckten mich mit großen Augen an. Leise flüsterte der kleine Hans, dass ich aber sein Lieblingsbaum sei, dem er all seine Geheimnisse anvertraut habe und auf dem man herrlich klettern könne.

Schröder erwiderte schroff, dass das mit der Kletterei auf diesem Baum wohl ein für allemal vorbei sei. Denn deutsche Buben hätten nichts auf einem alten hässlichen Baum wie diesem hier verloren. Zumal es sich bei diesem Baum um einen verkrüppelten Judenbaum handele! Er konnte sich gar nicht mehr beruhigen, wurde immer ungehaltener und fluchte zornig, welch' Schande es sei, ausgerechnet eine Eiche zum Judenbaum zu ernennen. Hätte man eine Fichte ausgewählt oder eine Birke - Birken seien ohnehin das Unkraut des Waldes, das wisse jeder Förster - dann wäre alles nur halb so schlimm. Aber eine deutsche Eiche eine Judeneiche zu nennen, das grenze an den Gipfel der Unverschämtheit.

Wie war ich froh, als die Schulklasse sich wieder davon machte und die hohe fistelnde Stimme des Lehrers immer leiser und leiser wurde.

25. Juli 1934

In der letzten Nacht erlebte ich etwas, was es bis jetzt hier oben noch nicht gegeben hat. Gegen 23 Uhr hörte ich ein leises Rascheln im Unterholz, ein Licht wurde sichtbar und nach kurzer Zeit erblickte ich den jüdischen Kaufmann Samuel Viktor aus Rhina. Er verharrte still im Schatten der Bäume. Nach einigen Minuten hörte ich wieder ein Rascheln, diesmal

etwas lauter. Ich sah, wie fünf jüdische Männer aus der Dunkelheit der Nacht zu Samuel herantraten.

Das Ganze ähnelte einer Verschwörung. Immer wieder blickten sie sich verängstigt um, bis sie endlich zu sprechen begannen und auch ich wusste, worum es ging. Ich erfuhr von ihrer großen Angst um ihre Familien und Häuser. Bis jetzt wusste ich gar nicht, in welchem Ausmaß in Rhina gegen die Juden vorgegangen wird und ich schauderte, als ich von den Berichten der Männer hörte.

In der Nacht von Dienstag zu Mittwoch wurden die Fensterscheiben des Juden Joseph Nußbaum mit Steinen eingeworfen. Auch die Fenster von dem Bäcker Moses Blumenthal wurden von Sonnabend auf Sonntag mit Steinen zertrümmert. Seine kleine Tochter schnitt sich die Hände an den Scherben blutig und musste genäht werden. Vor dem Preußischen Hof, eine von einem Juden betriebene Gastwirtschaft, lauern jeden Abend junge Burschen bewerfen die Gäste mit Steinen und verhindern, dass jemand hineingeht. Jeder der Männer berichtete von eingeschlagenen Fenstern oder von schweren Beleidigungen, die sie auf offener Straße zu ertragen haben. Mitglieder der jüdischen Gemeinde werden in ihren Häusern, Synagogen und Läden überfallen. Es kommt sogar soweit, dass die Juden während des Gottesdienstes überfallen und geschlagen werden. Immer häufiger finden nationalsozialistische Umzüge in Rhina statt, und viele, die vorher durchaus jüdische Freunde hatten, sind jetzt die schlimmsten Antisemiten.

Die Männer kamen letzte Nacht hier zusammen, um sich zu beraten, was zu tun sei und wie sie sich schützen können. Ich hörte die Angst in ihren Stimmen. Sie fürchten sich die Namen und die Adressen der Missetäter preiszugeben, aus berechtigter Angst, dass dadurch der Terror gegen sie nur noch mehr zunehmen wird.

Der Händler David Pfifferling erzählte, wie seine alten Eltern unter schweren Depressionen und Schlafstörungen leiden würden.

Vorgestern Nacht, erzählte Moses Blumenthal, seien fünfzehn SS-Männer, die nicht ortsansässig waren, nach Rhina gekommen. Sie schlugen erst den Viehhändler Siegfried Katzenstein im Keller seines Hauses blutig und gingen dann zum Lehrer Siegfried Oppenheim, um von ihm sämtliche Schriftlichkeiten und Dokumente historischer Natur zu verlangen, die er im

Laufe der Zeit über die jüdischen Gemeinden in Burghaun, Hersfeld, Hünfeld und Niederaula verfasst hatte.

Ich blickte in die ratlosen Gesichter der jüdischen Kaufleute aus Rhina. Sie tun mir unendlich Leid, denn sie haben weiß Gott nicht verdient, dass man ihnen so etwas antut. Sie wissen nicht mehr, wem von den christlichen Dorfbewohnern sie noch Vertrauen schenken können. Sie blicken in eine ungewisse Zukunft und ich glaubte ihnen anzusehen, dass sie, auch wenn hier ihr Zuhause ist, gern ihre Koffer packen würden, um im Ausland ein neues Leben beginnen zu können.

15. Februar 1937

Liebes Tagebuch, lange bin ich schon nicht mehr zum Schreiben gekommen. Doch ich denke oft nach. Vieles hat sich in den letzten Jahren verändert. Mit der Machtergreifung Hitlers vor 4 Jahren haben sich auch die Menschen und ihre Haltung zueinander verändert. Gerne denke ich noch an jene glücklichen Tage zurück, als mir Frau Blumenthal und ihre Schwester vom Wasche waschen im Rhinbach erzählten. Das war immer interessant.

Die Blumenthals gingen oft dorthin in Begleitung einer jungen Christenfrau, die ihnen beim Waschen behilflich war. Doch die beiden Schwestern, die Jüdinnen waren, hoben sich immer von der Christenfrau ab. Sie waren städtisch gekleidet und viel eleganter. Sie hatten moderne Kurzhaarfrisuren. Die Christenfrau hingegen trug einen einfachen langen dunklen Bauernrock mit Schürze darüber. Ihre langen Haare hatte sie zu einem strengen Knoten hochgesteckt.

Die Juden kamen ja ursprünglich aus einem anderen Kulturkreis und schafften es, trotz gravierender Unterschiede, sich ihren christlichen Mitbürgern gegenüber tolerant zu verhalten, sich anzupassen und somit die Grundlage für ein gutes Verhältnis zu ihnen zu schaffen.

Natürlich behielten die Juden uralte Traditionen bei und blieben auch ihrer Religion treu.

Trotzdem unterschieden sie sich nicht zu sehr von den Christen. Sie halfen sich gegenseitig und machten untereinander Geschäfte.

Ich erinnere mich noch gut an den Bauern Wagner, der Christ war. Er verkaufte die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft an den

Ladenbesitzer Berthold Blumenthal aus Rhina. Es ist wirklich grausig, was sich seit Hitler alles verändert hat.

Waren Juden und Christen gestern noch befreundet und lebten friedlich in dem kleinen Dorf Rhina, so schließen die Christen heute die Juden aus und verachten sie, ja sie fügen ihnen sogar großes Leid zu.

Es fing 1933 an. Ich kann mich noch genau erinnern, was mir damals zu Ohren kam, alle redeten darüber. In Kassel war es passiert, aber auch hier in Rhina und Umgebung redete man darüber. Der arme Rechtsanwalt Plaut, der gute alte Mann, musste mit einem Schild, das ihm die Nazis um den Hals gehängt hatten, durch die Straßen ziehen. Auf dem Schild stand: "Ich bin ein Judenschwein".

Die NSDAP schürte damals einen furchtbaren Hass gegen die Juden. Dabei hatten die ihren christlichen Landsleuten gar nichts getan. Im Gegenteil. Nirgends konnte man so günstig einkaufen wie in jüdischen Geschäften. Keiner war doch gezwungen, dort zu kaufen. Die Leute waren doch nicht so blöd, dass sie nicht gewusst hätten, wer sie reell bediente. Doch die NSDAP nutzte die missliche wirtschaftliche und soziale Lage der Bevölkerung aus. Es herrschte große Arbeitslosigkeit. Die Juden wurden als Sündenböcke auch dafür verantwortlich gemacht.

Es wird jetzt immer schlimmer. Von Tag zu Tag. Ich spüre es. Die Wäscherinnen, die einst an den Rhinbach kamen, um zu lachen und zu reden sind verbittert. Die Christinnen meiden die jüdischen Frauen. Anstatt zusammen zu reden, ignorieren sie ihre Freundinnen von einst.

20. April 1937

Die Situation der Juden verschlechtert sich von Tag zu Tag. Nach langer Zeit besuchte mich mal wieder meine Freundin Lina und berichtete von dem großen Unglück, das den Juden beschert ist. Die Rassenhetze nimmt weiter zu.

Lina weinte bitter. Auch sie ist betroffen. In ihrem Wirtshaus "Preußischer Hof" kehren schon lange keine Christen mehr ein. Gestern musste das Wirtshaus, ihre einzige Existenzgrundlage, die sie zusammen mit ihrem Mann aufgebaut hatte, schließen. Als Jüdin hat die verwitwete Frau keine Chance. Sie weiß nicht, wie sie ihre Kinder nun durch den Winter bringen soll.

16. August 1937

Heute war Lina wieder hier - um Abstand zu der schlimmen Situation in Rhina zu bekommen. Ich glaube, sie will das Rauschen meiner großen Blätter vernehmen und hofft, dabei die furchtbaren Dinge für einen Moment zu vergessen. Aber auch das, so sagte sie mir, wird von Tag zu Tag schwerer. Heute berichtete sie mir, dass immer mehr Juden in größere Städte abwandern. Sie wollen aus der Enge des Dorfes heraus, wo sie von jedem als Juden erkannt werden, und erhoffen sich in der anonymen Stadt ein etwas sicheres Leben.

Sie berichtete mir traurig von der erniedrigenden Bürokratie. Auch nach Fulda wandern viele Juden ab. Doch damit die Christen sich nicht ein Telefonbuch mit den Juden teilen müssen, veröffentlichte die Postdirektion Fulda ein gesondertes Telefonbuch der jüdischen Einwohner der Stadt!

11. November 1937

Immer mehr merke ich, dass sich vieles verändert hat und sich noch mehr verändern wird.

Die Jahreszeit beschreibt perfekt die Stimmung der Leute. Immer mehr Juden verlassen Rhina. Sie können der permanenten Diskriminierung nicht länger standhalten. Die Abwanderung der Juden lässt die jüdische Bevölkerung in Rhina schrumpfen. 1928 waren neben den 350 Christen noch 183 Juden in Rhina, 1934 waren es 158. So wurde es in meinen uralten Stamm eingeritzt. Immer mehr Juden wandern nach Amerika oder Palästina aus, obwohl sie mit Deutschland so heimatverbunden waren. Die Juden von Rhina gebrauchten typisch hessische Redewendungen und anders herum gebrauchten auch die Christen Ausdrücke hebräischer Herkunft. Oft lauschte ich den Gesprächen der vorbeikommenden Händler. Verhandelte ein Christ mit einem Juden, so sagte der christliche Bauer: „Was schukt die Pore?“ („Was kostet die Kuh?“) um den Juden in seiner Muttersprache anzureden.

23. Januar 1938

Hoffentlich wird dieses Jahr besser als das Vorige. Ich glaube, viel schlimmer kann es nicht mehr werden. Die Juden werden gedemütigt und verfolgt. Sie werden oft von Parteimitgliedern der NSDAP verprügelt. Jugendliche Christen schmeißen jüdischen Kaufleuten Ziegelsteine durch die Ladenfenster. Sie

rufen „Saujud“ durch die Straßen oder „Judenschwein“. An die Stelle der drei jüdischen Läden trat ein christlicher. Ich stehe schon so viele hundert Jahre hier und immer war der Handel in den Händen der Juden. Doch mit einem mal wird alles anders.

30. August 1938

Dies wird wirklich ein heißer Sommer. Die Sonne brennt erbarmungslos auf meine Blätter nieder. Oft denke ich an die armen Seelen in den Arbeitslagern und hoffe, dass die Sonne sie wenigstens verschont. Meine Freundin Lina hat einen wichtigen Entschluss gefasst: Sie will Deutschland verlassen und nach Palästina emigrieren. Gestern Abend kam sie zu mir. Mit der Feuchtigkeit meiner Blätter versuchte ich die Luft um sie zu kühlen. Sie lehnte sich an meinen Stamm. Ich sah in ihr verbittertes, verhärmtes Gesicht. Doch aus ihren Augen sprach Hoffnung. Sie sieht Perspektiven in einem anderen Land. Es tut gut, so etwas zu spüren. Meine alte Freundin, durch den Krieg zur Witwe geworden, fragte mich: „Was soll ich noch hier? Früher oder später werde ich sowieso hier elendig zugrunde gehen. Was kann ich machen, außer wenigstens meine bloße Haut und die meiner Kinder zu retten? Meine Existenz, meinen Gasthof und mein Land habe ich ohnehin verloren.“ Lina will also fort. Ich hoffe, sie schafft es.

19. September 1938

Meine Lina, sie muss das hier nicht mehr miterleben! Wie gut, dass sie den klugen Entschluss hatte fortzugehen. Ich bin so erzürnt über die Parteianhänger der NSDAP! Heute kamen wieder Frauen zum Waschen an den Rheinbach. Wie froh bin ich zu erfahren, was passiert, und doch macht es mich unendlich traurig.

Die eine Christenfrau erzählte der anderen von den Zuständen in den Nachbardörfern: Man hält die Juden von öffentlichen Einrichtungen fern, sogar die gemeinsame Benutzung einer Badeanstalt gilt als Rassenschande. Außerdem ist die Lebensmittelversorgung der Juden ungesichert, ihnen wird der Kauf von Lebensmitteln verwehrt. Wie furchtbar das alles nur ist.

21. November 1938

Ich werde alt, zu alt um dies alles zu verkraften. Die Juden werden auf bestialische Weise gefoltert, mit Worten und Taten. In der Nacht vom 9. auf den 10. November geschah das bis jetzt Schlimmste mit den Juden. Die besagte Nacht nennen alle die Reichskristallnacht, weil überall in Deutschland die Fenster jüdischer Häuser eingeschlagen wurden, insbesondere die Schaufenster von jüdischen Geschäften, und das zersplitterte Glas auf den Straßen und Bürgersteigen lag. Jüdische Geschäfte wurden durch SA-Trupps demoliert und die Synagogen der Gegend verwüstet, geschändet und einige sogar niedergebrannt. Plünderungen wurden vorgenommen und vor allem wohlhabende Juden in Konzentrationslager verschleppt. Einige Juden begingen Selbstmord, sie konnten die Demütigungen und Misshandlungen nicht länger ertragen. Der Lehrer Oppenheim berichtet ebenfalls, dass die Schule, die Lehrerwohnung und das gesamte Inventar verbrannte. Die meisten jüdischen Männer wurden nach der sog. Kristallnacht in das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar verschleppt. Und keine Christenseele konnte diese Grausamkeiten stoppen.

3. Dezember 1939

Was kann ich nur tun? Ich hilfloser Tropf! Um mich herum sterben die Juden, werden schlecht behandelt und verachtet. Die Ehemänner, Väter und Söhne werden in Arbeitslager deportiert. Dort magern sie völlig aus von der übermäßigen körperlichen Arbeit und dem wenigen Essen. Viele von ihnen sterben. Und die, welche diese Torturen überleben, kehren nicht zurück. Heute konnte ich ein Gespräch zwischen dem christlichen Lehrer aus Rhina, sein Name ist Schröder, und einem SS-Offizier mit anhören. Die beiden machten einen Spaziergang hier durch den Wald. Unter meinen Ästen blieben sie stehen um zu pausieren. Der SS-Offizier erzählte von den Arbeitslagern der Juden. Am Schluss sagte er: „Und denken sie, verehrter Lehrer, wir lassen diese schwachen Krüppel, diese rassistisch minderwertigen Menschen, nach getaner Arbeit wieder nach Hause? Seit dem 1. März 1939 ist unser schönes Dorf nun

endlich judenfrei. Das werden wir doch nicht rückgängig machen wollen?"

Er lachte mit arroganter Stimme. „Nein, sie werden demnächst vergast, nicht alle, aber viele. Warum auch nicht, frage ich Sie! Oder sind Sie der Meinung, sie könnten dem Land noch etwas nützen?" Schröder stimmte in das Gelächter mit ein.

Im Sommer 1945

Ich muss doch mal wieder eine Notiz in mein Tagebuch eintragen. Wenn ich die große Ruhe der letzten Wochen und Monate richtig deute, dann ist der Krieg wohl vorbei. Ob meine jüdischen Freunde aus Rhina wohl wieder zurückkehren? Sonst werde ich wohl mein Tagebuchschreiben aufgeben können, denn woher soll ich den Stoff dafür hernehmen, wenn sich keine Menschenseele mehr hierher verirrt. Die übrigen Rhinaer werden mich bestimmt hartnäckig meiden, denn für die ist meine Existenz als Judeneiche sicher eine heikle Sache.

1. Mai 1981

Ich muss unbedingt erzählen, wer mir heute begegnet ist. Es war so gegen halb elf, als ich seit ewigen Zeiten einmal wieder laute, und vor allem fröhliche Rufe durch den Wald schallen hörte. Sofort war ich ganz aufgeregt und wartete gespannt, ob die Leute sich vielleicht länger in meiner Nähe aufhalten würden. Und tatsächlich, schon kurze Zeit später sprangen direkt neben mir vier Burschen aus dem Gebüsch. Sie packten Brot und Äpfel aus und ließen sich an meinem Stamm nieder. Ach, das war schön, nach so vielen Jahren hatte ich endlich wieder Gäste. Und wie ich einer zufällig gemachten Äußerung entnehmen konnte, kamen sie sogar aus Rhina. Ich lauschte gespannt, was es Neues zu erzählen gab aus Rhina.

Einer der Jungen - er hatte braunes, strubbeliges Haar - berichtete von einem Kameratteam des Hessischen Rundfunks, das kürzlich im Ort zu Besuch war und viele Einwohner befragt hatte. Die vier Jungen waren alle ganz aufgeregt und sprachen wild durcheinander. Ich konnte nicht alles verstehen, aber einer meinte, die Filmleute seien wegen der Juden gekommen. Vor lauter Schreck ließ ich ein paar Blätter zu Boden fallen. Wegen der Juden waren die Filmleute da? Sind meine alten Freunde etwa zurück gekommen?

„Was sind eigentlich Juden?“ hörte ich den Kleinsten fragen, „ich habe noch nie einen gesehen.“
„Die haben hier früher mal gewohnt“, erklärte der Braunhaarige, „in eurem Haus bestimmt auch.“
Der Kleine guckte nur schief, stand auf und rief: „Wer zuletzt an der Straße ist, ist ein faules Ei.“ Die anderen stürzten hinter ihm her.
Hoffentlich besucht mich Hilde mal wieder und ich erfahre, was los ist.

1. Juni 1981

Endlich, Hilde war gestern hier!!!
Hilde ist Jüdin, und lebt nun schon seit über sechzig Jahren in New York. Früher, als sie noch in Rhina wohnte, ist sie oft mit ihrem Vater hier oben bei mir vorbeigekommen.
Heute kommt Hilde nur noch alle paar Jahre nach Rhina. Sie besucht dann immer den jüdischen Friedhof und macht anschließend einen Spaziergang durch meinen Wald.
Hildes Familie hatte es noch geschafft, vor dem Abtransport in die Vernichtungslager ihr Dorf zu verlassen und auszuwandern. Die meisten, denen die Flucht noch gelang, gingen damals in die USA oder nach Israel. Einige von ihnen kommen, wie Hilde, um die Gräber ihrer Vorfahren auf dem Friedhof zu besuchen.
Eines weiß ich jetzt sicher: Hilde und die anderen Juden, die überlebt haben, werden bestimmt nie wieder hier leben wollen. Wie konnte ich das auch nur hoffen?
Hilde erzählt schließlich immer von ihrem neuen Leben, und dass es für sie schwer sei, überhaupt nach Deutschland zu kommen. Nicht alle bringen es über sich, ihre alte Heimat wieder aufzusuchen, zu sehr schmerzt es sie, wie schrecklich mit ihnen umgesprungen wurde. Zu viel ist passiert, als dass sie das einfach so wegstecken können. Auch Hilde empfindet nichts mehr für Deutschland. Einmal hat sie gesagt, dass sie die Landschaft vermisst und die Ruhe in der Zeit vor Hitler. Sonst habe sie nur schlimme Erinnerungen, die sie lieber vergessen möchte.

26. August 1981

Puh, heute war ein heißer Tag. Ich wollte gerade ein Nickerchen machen, als mich irgendwas am Stamm kitzelte. Ich sah einen kleinen Jungen unter mir im Schatten sitzen. Auf den

zweiten Blick wusste ich genau, dass er vor einiger Zeit schon mal hier gewesen war. Und ja, da kamen auch seine Freunde angelaufen und setzten sich zu mir.

Der Kleine sagte: „Ich habe mal meine Mama gefragt, wegen der Juden in unserem Haus. Aber sie hat gesagt, dass sie nichts darüber weiß, nur dass in euren Häusern auch welche gewohnt haben. Die Häuser haben den Juden damals sogar gehört.“

„Also, ich glaub das nicht“, rief einer mit vielen Sommersprossen im Gesicht, „das ist doch alles nur erfunden, wo sind die denn dann hin?“

Da wurde ich böse. Wissen die Jungen denn gar nichts? Hat ihnen keiner erzählt, was mit den Juden gemacht wurde? Was ist mit der Synagoge? Gibt es im Ort denn nichts mehr, was an die Juden erinnert?

Der älteste unter den Vieren meinte, dass die Leute im Ort nicht mehr darüber sprechen wollen. Man könne da nichts erfahren. „Ich will aber wissen, was passiert ist,“ sagte der Kleinste entschlossen.

2. September 1981

Heute haben mich die Jungen wieder besucht. Sie sind nicht durch den Wald gehüpft und haben auch nicht fröhlich gesungen, wie sie es sonst immer tun. Was war nur los mit ihnen?

„Das hätte ich nicht gedacht“, brach der mit den Sommersprossen das Schweigen. „Dass so etwas passieren konnte.“

„Wieso hat uns das denn keiner erzählt?“ fragte der Braunhaarige.

Sofort wusste ich, worum es ging. Die Kinder hatten nachgefragt, was sich vor noch gar nicht allzu langer Zeit in ihrem Dorf abspielte.

Ich bin traurig darüber, dass die alten Menschen, die alles mitbekommen haben, nicht bereit sind, die Wahrheit zu sagen und ihre Kinder zu warnen, dass so etwas nie wieder passieren darf.

Einer der alten Männer hat zu den Kindern gesagt, dass das einmal war, dass es vorbei sei und dass Vergangenes nun endlich ruhen solle. Man könne doch nicht ewig im Büßergewand herumlaufen. Einmal müsse doch auch Schluss sein. Basta.

Wahrscheinlich, liebes Tagebuch, sind die wenigsten Rhinaer persönlich schuldig geworden. Die heute hier Lebenden sind doch fast alle zu jung, um unmittelbar verantwortlich zu sein. Aber sie müssten doch bereit sein, sich verantwortlich zu fühlen dafür, dass nicht vergessen und verdrängt wird, was mit einem großen Teil der Menschen passiert ist, die über so viele Jahre hier mit ihren christlichen Nachbarn zusammengelebt haben. Schließlich war Rhina doch über mehrere Jahrzehnte der einzige Ort in Preußen mit überwiegend jüdischer Bevölkerung. Das müsste doch allen Leute, die heute in dem Dorf wohnen, wichtig sein. Das sollten doch gerade auch die jungen Leute in Rhina und Umgebung unbedingt wissen. Manchen Leuten scheint dieser Teil der Dorfgeschichte aber eher peinlich zu sein. Alle Unterlagen und Akten aus der Zeit der Vertreibung und Misshandlungen sind vernichtet worden. Aus der Schulchronik ist der Eintrag für den Monat November des Jahres 1938 herausgeschnitten worden. Das Unter-den-Teppich-Kehren macht sich auch heute noch bemerkbar. Erst jetzt habe ich erfahren, dass die Synagoge schon lange nicht mehr da ist. An ihrer Stelle steht heute das Dorfgemeinschaftshaus. In dem wird gefeiert. Das ist ja auch gut so. Aber wenigstens könnte doch durch eine Tafel oder eine Inschrift an das alte Gebäude und seine Nutzung erinnert werden. Das müsste doch ganz selbstverständlich sein. In vielen Orten mit ehemals jüdischer Bevölkerung sind entsprechende Gedenktafeln angebracht worden, um die Erinnerung an diesen Teil der Ortsgeschichte wach zu halten. Warum tut man sich in Rhina nur so schwer mit der Vergangenheit?

20. August 1988

Das muss ich sofort aufschreiben. Heute hatte ich erstmals Besuch aus Israel. Es war kein geringerer als Walter Oppenheim, der Sohn des jüdischen Lehrers Siegfried Oppenheim. Sein Vater stammte aus Wehrda und war bis zu seiner Pensionierung im Frühjahr 1938 als Lehrer an der jüdischen Schule in Rhina tätig. Renate Chotjewitz-Häfner hatte Walter Oppenheim hierher gebracht. Sie und ihr Mann Peter Chotjewitz sind es nämlich gewesen, die im vergangenen Jahr nach Israel gefahren sind, um ehemalige jüdische Bürger Rhinas zu besuchen und sich nach ihrem Schicksal zu erkundigen. Jetzt ist also Walter Oppenheim zum Gegenbesuch

hier in seiner alten Heimat. Wie schön ist es doch, dass ich auch bei den aus ihrer Heimat geflüchteten oder vertriebenen Juden noch in Erinnerung bin. Allerdings hat es mich doch auch sehr betrübt, was Walter Oppenheim mir anvertraut hat. Schon seit vielen Jahren versucht er die Rhinaer dazu zu veranlassen, eine Gedenktafel an der Stelle anzubringen, wo einst die Synagoge und die jüdische Schule standen. Jetzt hat er nun erfahren, dass man beabsichtigt, eine Gedenkstätte auf dem jüdischen Friedhof zu errichten. Er kann sich mit diesem Plan nicht abfinden, weil der Friedhof doch weit entfernt vom Ort liegt und auch von der an ihm vorbeiführenden Bundesstraße aus kaum wahrgenommen wird. Wer soll diese Gedenkstätte jemals sehen, fragt er sich, Er hält dieses Projekt für einen Schildbürgerstreich. Ich habe noch wörtlich im Ohr, was er sagte: „Ich würde dieses Projekt einen Schildbürgerstreich nennen, jedoch waren die Schildbürger naiv und simpel, ganz sicher nicht hintertriebene Heuchler. Diese ‚Gedenkstätte‘ ist nichts weiter als ein endgültiges Begraben des Andenkens an die einst blühende jüdische Gemeinde.“ Walter Oppenheim - er heißt seit seiner Flucht aus Deutschland im Juni 1935 übrigens Zev Kately - geriet so sehr in Rage, dass er zum Schluss wutentbrannt ausrief: „Dann besser keine Gedenkstätte als diese Schandtat.“ Er will dem Fuldaer Oberbürgermeister einen Brief schreiben und hofft dort auf Unterstützung. Diese Mühe sollte er sich lieber sparen, meine ich. Die Fuldaer mit ihrer wechselvollen jüdischen Geschichte haben sich nach 1945 in Sachen Gedenkkultur auch nicht gerade mit Ruhm bekleckert.

11. November 1938

Walter Oppenheims Klage hat keinen Widerhall gefunden. Nicht in unmittelbarer Nähe von Synagoge und Schule, sondern auf dem jüdischen Friedhof ist ein Gedenkstein für die vertriebenen und ermordeten Rhinaer Juden gesetzt worden. Wie man berichtet, ist die Gedenkstätte als solche gut gelungen - aber warum konnte sie nicht dort angelegt werden, wo sie wirklich von den jetzt in Rhina lebenden Menschen wahrgenommen wird? Die gehen doch nicht auf den jüdischen Friedhof, um sich dort einen Gedenkstein anzugucken. Wie man es jetzt gemacht hat, heißt das doch, dass man einen wichtigen Teil der Geschichte des Ortes und seiner Bewohner total ausblendet. Noch will ich aber die Hoffnung auf einen

Sinneswandel nicht ganz aufgeben. Es gibt nämlich auch Erfreuliches festzuhalten. 50 Jahre nach den fürchterlichen Geschehnissen im November 1938 ist nämlich eines Juden, der aus Rhina stammte, in besonderer Weise gedacht worden, nämlich des Malers Jakob Nussbaum. Er wurde hier 1873 als Sohn des Kaufmanns und Schnapsbrenners Baruch Nussbaum geboren und sorgte in Frankfurt als Vorsitzender des Künstlerbundes für frischen Wind in der dortigen Kunstszene. Jakob Nussbaum, so heißt es, habe in seiner Malweise zu einem ganz eigenen, spätimpressionistischen Stil gefunden. Jetzt wird für einige Tage im Dorfgemeinschaftshaus eine kleine Ausstellung mit Aquarellen aus einer Mappe gezeigt, die seine Tochter Elisha Ballhorn zusammengestellt hat. Und nicht nur das. Es gibt in der Ausstellung auch eine Dorfkarte zu sehen, die Altbürgermeister Kurt Fischer schon vor Jahren erarbeitet hat, auf der alle Häuser, die ehemals in jüdischem Besitz waren, eingetragen sind. Fischer hat auch seine Erinnerungen an die ehemaligen Bewohner dieser Häuser zu Papier gebracht.

25. Februar 1998

Es hört nicht auf. Überall in Deutschland scheint es immer noch Menschen zu geben, die nichts dazu gelernt haben. Immer wieder muss ich hören, wie jüdische Friedhöfe geschändet werden. In Bebra wurden heute 26 Grabsteine umgeworfen, an die Wände der angrenzenden Häuser wurden Hakenkreuze geschmiert. Es waren zwar Jugendliche, aber haben sie Grund, so zu hassen? Oder wissen sie gar nicht, was sie dort anrichten, welche Geschichte dahinter steckt?

In der Zeit vom Mai 1945 bis zum 31. Dezember 1999 sind fast tausend Schändungen auf jüdischen Friedhöfen in Deutschland nachgewiesen worden.

Die für Juden so heiligen Orte sind ewiger Ruheplatz der Verstorbenen. Es ist normal, wenn alte Grabsteine verwittern oder umfallen. Eine mutwillige Beschmutzung oder Zerstörung aber muss man doch verhindern.

7. Juli 2001

Wieder wurden Friedhöfe geschändet. In Kassel, Magdeburg, aber auch in Nentershausen im Landkreis Hersfeld-Rotenburg, nach Bebra im Februar 1998 dann auch in Baumbach und

Niederaula. Immer wieder werden die Ruhestätten mit Hakenkreuzen, SS-Runen und rechtsextremen Parolen beschmiert. Die Leute in den betroffenen Orten wissen nicht so recht, wie sie mit diesen Schändungen der jüdischen Friedhöfe umgehen sollen. Man hat den Eindruck, dass viele es lieber vertuscht sehen möchten. Ihr Ort soll doch nicht in einem zweifelhaften Licht dastehen. Man will doch kein Aufsehen erregen.

So jedenfalls hörte ich es aus dem Munde eines jungen Pfarrers, der mit seinen Konfirmanden in einem Zeltlager in der Nähe eine Freizeit verbrachte und seine Schützlinge zu mir führte. Die Friedhofsschändungen waren für ihn der Anlass, in seinem Konfirmandenunterricht - mehr als er das sonst zu tun pflegte - das Thema „Judentum und Christentum“ und „Jüdisches Leben in Deutschland, insbesondere im Raum Hersfeld-Rotenburg“ in seinem Unterricht zu behandeln. Und da war ich als „Judeneiche“ für ihn ein geeigneter Ansatzpunkt. „Es wird endlich Zeit“, meinte er, „dass die Leute aufwachen und sich gegen so böartige Aktionen stellen.“

Das Leben muss für alle weitergehen, für die Juden, die geflohen sind, für die Einwohner in Rhina und für alle anderen Deutschen. Aber vergessen oder vertuschen sollte keiner mehr. Es wäre gut, wenn auch in Rhina endlich an die Juden erinnert würde. Vielleicht würde das auch Hilde und ihren Freunden helfen.

27. April 2002

Heute besuchte mich eine kleine Schülergruppe aus Rotenburg. Ich war ganz verwundert, dass sie anscheinend nur wegen mir gekommen waren. Als sie mich sahen, rief ein Mädchen: „Guckt mal, da drüben, da steht die Judeneiche.“

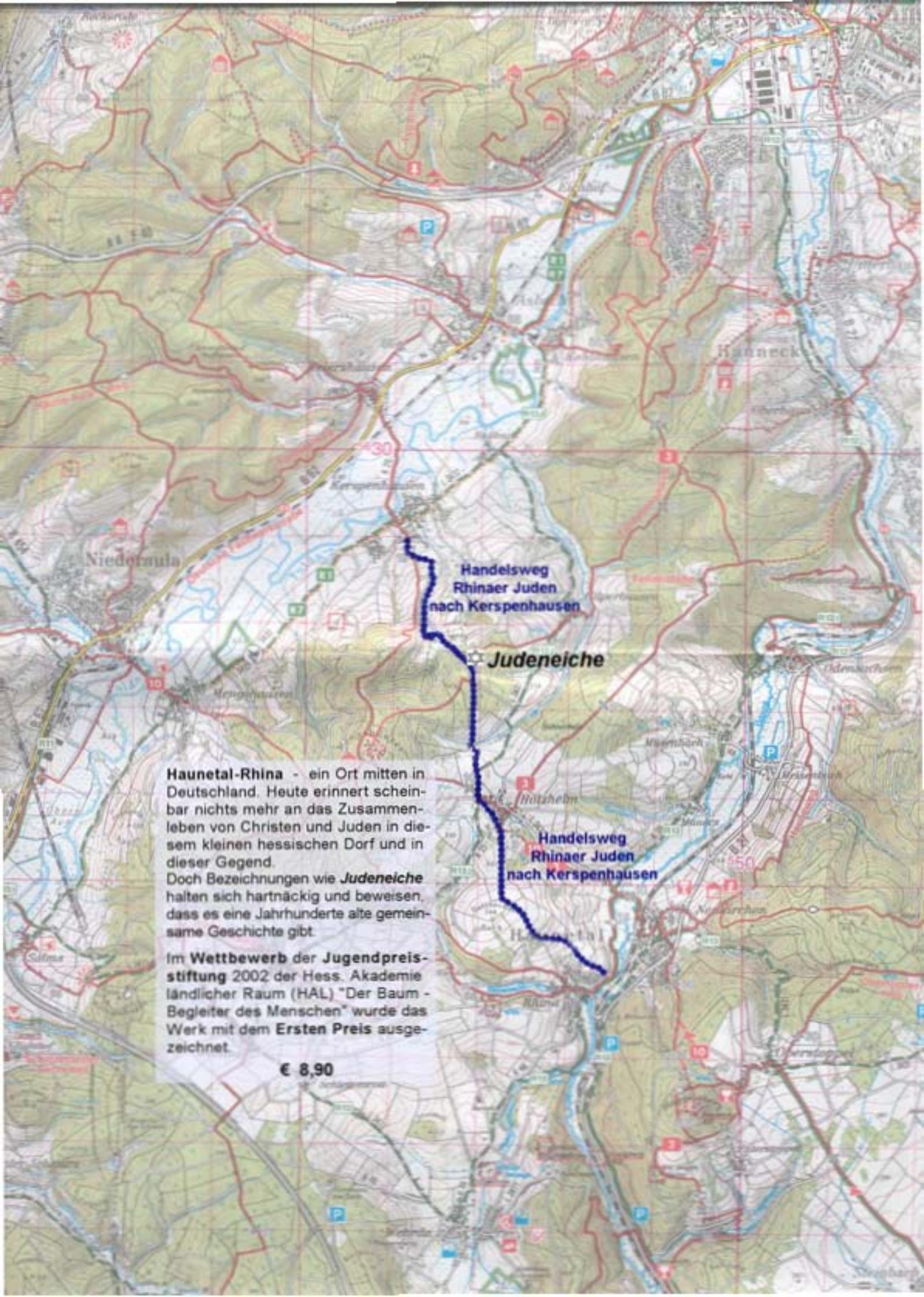
Ich war geschmeichelt, dass sie den Weg auf sich genommen hatten, nur um mich zu sehen. Und ob du's glaubst oder nicht, liebes Tagebuch, sie haben mich sogar fotografiert. Wenn ich mich richtig erinnere, waren die auch letzten Winter schon mal hier.

Gemeinsam wollen sie vom Leben und Schicksal der Rhinaer Juden berichten, das ein ganz besonderes war, in vielen Dörfern und Städten in Deutschland aber durchaus ähnlich verlaufen ist.

Ich muss sagen, ich fühle mich in den letzten Wochen gut.

*Ob jemand vielleicht mal lesen wird, was ich dir, liebes
Tagebuch, anvertraut habe?*

Ich hätte nichts dagegen!



Handelsweg
Rhinaer Juden
nach Kerspenhausen

Judeneiche

Handelsweg
Rhinaer Juden
nach Kerspenhausen

Haunetal-Rhina - ein Ort mitten in Deutschland. Heute erinnert scheinbar nichts mehr an das Zusammenleben von Christen und Juden in diesem kleinen hessischen Dorf und in dieser Gegend. Doch Bezeichnungen wie *Judeneiche* halten sich hartnäckig und beweisen, dass es eine Jahrhunderte alte gemeinsame Geschichte gibt.

Im **Wettbewerb der Jugendpreisstiftung 2002** der Hess. Akademie ländlicher Raum (HAL) "Der Baum - Begleiter des Menschen" wurde das Werk mit dem **Ersten Preis** ausgezeichnet.

€ 8,90